



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

H.: Akademische Freiheit

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Akademische Freiheit



it welcher Inbrunst sangen wir Studenten vor dem großen Kriegsjahre, das Deutschlands nationale Hoffnungen erfüllte, May von Schenkendorfs Sehnachtslied „Freiheit, die ich meine!“ Ja, welche Freiheit wir meinten, darüber haben wir uns oft heiß gestritten. Führte die Freiheit nur ihren Reigen am Sternenzelt? Nein, wir wollten sie auch in den Herzen und unter den Bäumen finden. Sie war uns die Seele aller Wahrheit und Tugend, sie war das ungehemmte Erblühen und Erwachen alles Schönen und Guten, sie war der Charakter des Helden. Und daß sie sich die deutsche Art besonders erlesen habe, das stand uns ebenso felsenfest wie unsre Todfeindschaft wider alles Philistertum, diese Verkörperung des finstern Geistes, „wie ein Gespenst auf Eiern“ einhererschleichend. Kurz, Freiheit war uns alles, was das Herz wärmer und höher schlagen machte. Wir fanden keine Formel für sie, aber wir atmeten sie, indem wir ehrlich und wahrhaftig um Einsicht und Wissen rangen. Die Konfliktzeit trat ein in Preußen. Sie belebte unsre Freiheitsideale. Bismarck war der bestgehaßte Mann, der Vergewaltiger der Freiheit. Die gefesselte Gerechtigkeit und der hochmütige Junker — so stellte sich uns die innere Lage des Vaterlandes dar. Die Redner der Fortschrittspartei waren uns die Hüter der Freiheit und der Wahrheit. Wo es anging, drückten wir uns in die quetschende Enge der Zuhörerloge in dem alten Hause am Dönhofsplatz, wenn ein Streittag zu erwarten stand. Zwar als Virchow in seiner galligen, nörgelnden, saloppen Art das große Wort gelassen aussprach: „Man muß Preußen den Großmachtskizel austreiben,“ da wurde uns trotz allem guten Willen zur Freiheitsbegeisterung unbehaglich zumute. Aber Gneist erschien als ein Held, wie er den Ministern zurief: „Sie tragen das Zeichen des Eidbruchs an der Stirn.“ Und vor allem, wenn Karl Twesten mit seinen strahlenden blauen Augen auf der Tribüne stand und den Etat zerpfückte, während dem Kriegsminister Roon die Bohnader an der Stirn immer sichtbarer hervortrat, dann vergaßen wir uns selbst über dem mächtigen Eindruck schneidigster Sachkritik. Aber trotz alledem — Bismarck riß uns auch wider Willen mit sich fort. Wunderbar wars, wie er sich ruhig, überlegen, oft mit witzigem Wort dem Ansturm der Leidenschaften aussetzte und ihm standhielt, wie wenn ihm alles das nur die Füße nezte.

Aus diesen Kämpfen wollten wir lernen, was Freiheit sei, damit wir als freie Männer einem freien Volke dienen könnten, wir, die wir uns im Schatten der Universität, unter dem milden Zepter verständnisvoller Rektoren und Universitätsrichter so recht sicher in unsrer akademischen Freiheit fühlten. Obs uns gelungen ist? Nun, dann müßte es allerdings heute leicht sein, zu sagen, was eigentlich die akademische Freiheit ist, von der in den letzten Wochen mehr

geredet und geschrieben worden ist als vorher in einem ganzen Menschenalter. Auch die Verhandlungen darüber im preussischen Abgeordnetenhaus waren lebhaft genug, jede Partei schickte ihre Sprecher vor, harte Worte fielen, Studt und Althoff hatten einen schweren Stand. Hier hieß es, die akademische Freiheit ist in Gefahr, dort wurde versichert, es kommt niemand in den Sinn, die akademische Freiheit anzutasten. Und die akademische Freiheit selbst schwebte über diesen Verhandlungen wie das Mädchen aus der Fremde, das als eine Lichtgestalt in dem Tale der armen Hirten erschien, bekannt und unbekannt, nahe und ungreifbar. Zuletzt der Studententag in Eisenach. Welche Erinnerungen an große Zeiten erweckt nicht die Wartburg! Mancher Geistesfrühling hat hier die ersten Triebe gezeitigt. Was mag die akademische Jugend jetzt dort wohl alles im geschlossenen Kreise verhandelt haben? Ist wirklich die Freiheit und die besondre Art unsers Universitätslebens in Gefahr? Man sollte es fast glauben; denn das ist ja eine offenbare Tatsache, daß ein Feuer brennt, und daß die Lösversuche die Flammen nur noch mehr angefacht haben. Und der Student ist ein problematisches Wesen. Er steht im Werden. Er weiß, daß er alles werden kann, wenn er auch noch wenig ist. Alles Wachskräftige im Übergangsstadium aber ist problematisch. Wie die Pflanze guten Boden, gute Luft, Regen und Sonnenschein braucht, daß sie wachse, so bedarf er des Ideals und der Freiheit, daß er sich kraftvoll entfalte. Mit Recht ist der Student eifersüchtig auf seine Freiheit. Warum aber ist er jetzt so besorgt um seine Freiheit geworden, daß er den akademischen Behörden und dem Unterrichtsminister sein Mißtrauen erklärt und sich wie zu einem Kriegszuge für seine höchsten Güter rüstet?

Ich habe bisher immer von dem Studenten gesprochen, wie man von dem Professor spricht, als wäre er eine bekannte Größe; und doch gilt hier wie überall, wo nicht Schlagwörter über die Wirklichkeit hinwegtäuschen, daß Unterschiede vorhanden sind. Wir haben Universitäten, technische Hochschulen, Bergakademien, tierärztliche Hochschulen, Musikhochschulen, Handelshochschulen, Kunstakademien. Sind ihre Schüler durchweg echte Studenten? Die Frage ist nicht einfach. Seit dem Epochenjahre des großen Kriegs haben sich allmählich unsere Bildungsgrundlagen und unsere Bildungsziele wesentlich verändert. Der Deutsche gibt sich nicht mehr damit zufrieden, sein Volk als das Volk der Träumer und der Denker zu preisen, er will Taten sehen und sich seinen Anteil sichern an den Gütern der Erde. Die Pflege der Machtmittel tritt in den Vordergrund. Die Technik, die die Machtmittel erwirbt und formt, beansprucht den Vortritt. Waren früher die Schulen, die für die Universität vorbereiteten, die Pflanzstätten einer geistigen Aristokratie, so ist jetzt eine weitgehende Ausgleichung auf dem Wege, die die alten Unterschiede zwischen Humanitätsschulen und technischen Anstalten, zwischen Gymnasien und Realschulen verwischt. Mit gleichen Rechten auf Weiterbildung sollen die Schüler aller dieser Anstalten ausgestattet werden.

In der Konsequenz dieses Bestrebens liegt es, daß auch die Universität in Reih und Glied gestellt wird mit den „Hochschulen.“ Der Student der technischen Hochschule will auch als vollbürtiger *civis academicus* angesehen werden. Ihm schließen sich der Tierarzt, der Forstakademiker und die andern an.

Ob solche Ausgleichung für die Erhaltung und Hebung unsers Bildungsdurchschnitts heilsam ist, darüber gehen die Meinungen der Patrioten weit auseinander. Als Wehrenpfennig unter Falks Regiment dahin wirkte, daß den technischen Schulen eine akademische Gleichstellung eingeräumt würde, wurde ihm entgegengehalten: Student bleibt Student; gib den Technikern Studentenrechte, Studenten werden sie doch nicht. Den „studentischen Konservatismus,“ Mützen, Bänder, Schläger, den Bierkomment und was sonst noch, das können sie schnell übernehmen; das macht sie aber noch nicht zu Studenten. Warum nicht? Weil die Unterrichtsmethoden und die Bildungsziele der Universität und der technischen Schulen verschieden sind. Der Techniker muß geschult werden; Kenntnisse und Fertigkeiten für praktische Leistungen muß er in festgelegten Bahnen erwerben, damit er Maschinen zu konstruieren und Häuser zu bauen verstehe. Er hat die direkte Verwertung des Erlernten im Auge. Für den Studenten der Universität ist das Bildungsziel ein andres. Auch er bereitet sich für praktische Zwecke vor, aber diese sind in eigner Weise mit bestimmten Lebensbedingungen des Gemeinwohls und des Staates verbunden, die nicht in der Mehrung des Nationalreichtums und der Erweiterung der Machtmittel den Schwerpunkt haben. Der Student hat sich in seinem Fachstudium zugleich zu richten auf die Erhaltung der geistigen Güter, der Frömmigkeit und der Sittlichkeit, der Rechtssicherheit, der Elemente für Seelennahrung und Charakterbildung, der Bedingungen für Gesundheit von Leib und Seele. Kurz, das Universitätsstudium erwirbt und verwirklicht das Humanitätsideal in seiner reichen und mannigfachen Gliederung. Und auch in den Fächern der bunt zusammengewürfelten philosophischen Fakultät, die ebenfalls zum Betrieb der technischen Hochschulen gehören, deckt sich die Unterrichtsweise nicht einfach mit der der Hochschulen; sie behauptet einen mehr theoretischen Charakter. Deshalb darf man gewiß von einem verschiedenen Geist der Universitäten und der technischen Hochschulen reden.

Das empfinden diese, und sie dürsten nach voller und kundbarer Anerkennung ihrer Ebenbürtigkeit. Bei der Bierreise der Hannoverschen Hochschüler nach Hildesheim sprach dies in richtiger Auffassung der Sachlage der mit einer billigen Märtyrerkrone geschmückte von der Hochschule weggewiesene Stimmführer aus, der, von „ungeheuerm Jubel“ begrüßt, den Sieg feierte, den unter seiner Führung die Kommilitonen der akademischen Freiheit erfochten. Damit hätten die technischen Hochschulen überhaupt die Führung in studentischen Angelegenheiten übernommen, sie hätten ihre Ebenbürtigkeit und Gleichwertigkeit durchgesetzt.

Ich kann in diesen Jubel nicht einstimmen. Gewiß, alle Studenten verbindet dieselbe Vaterlandsliebe, dieselbe Opferwilligkeit für Deutschlands Größe und Herrlichkeit. Hier besteht volle Ebenbürtigkeit der Gesinnung. Aber die Mittel, mit denen diese Bewegung um Durchsetzung der Ebenbürtigkeit angeregt wurde, haben mit der akademischen Freiheit, in deren Namen sich die Gemüter erregten, nichts zu schaffen. Was hat man getan, um das Feuer anzuzünden? Man telegraphierte an die deutschen Studenten in Innsbruck, die den Studenten der italienischen Rechtsfakultät den Krieg erklärt hatten. War durch jene Rechtsfakultät, deren Errichtung eine ungeschickte Abschlagszahlung an die berechtigten Forderungen der italienischen Untertanen Österreichs sein mag, die

akademische Freiheit deutscher Studenten gefährdet? Und weiter. Man protestierte gegen die katholischen Studentenverbindungen und sprach ihnen das Existenzrecht ab, dessen sich diese seit mehr als zwanzig Jahren unbeanstandet erfreut haben. Kein Protestant wird sich für die Existenz solcher Verbindungen erwärmen. Ihre Übelstände liegen auf der Hand, mögen sie bei den katholischen noch nicht so groß sein wie bei den exklusiv jüdischen Verbindungen. Aber ist die Möglichkeit ihrer Existenz nicht mit der Tatsache der akademischen Freiheit gegeben? Die akademische Freiheit besteht ja doch wohl nicht darin, daß ein Studentenausschuß für sich das Recht in Anspruch nimmt, zu tun, was ihm paßt, und zu verbieten, was ihm unbequem ist. Die Proteste aber gegen den Bestand katholischer Studentenverbindungen sind nichts anderes als ein aktives Eingreifen in die traurigen konfessionellen Streitigkeiten, die unser Volksleben in Spannung halten und oft auch vergiften.

Hier wie dort ist also eine Grenzüberschreitung im Namen der akademischen Freiheit versucht worden. Denn darüber sollte doch keine Unklarheit herrschen, daß die Freiheit der Studenten nur da eine gesunde ist, wo sie sich innerhalb der Studienzwecke betätigt, und diese haben mit aktiver Politik nichts zu tun. Durch solche Übergriffe wird der Charakter der deutschen Universitäten gefährdet, auf den wir stolz sind, weil eben in der Eigentümlichkeit unsrer höchsten Bildungsanstalten unsere geistige und nationale Kraft wurzelt. Wer ein reifer Mann werden will, der darf sich die Zeit zum Ausreisen nicht verderben durch vordrängendes Hasten und Werben um die öffentliche Aufmerksamkeit, sonst verflacht und verüdet er in eitlem Getriebe. Der deutsche Student hat das schöne Recht, auch zu irren, indem er selbständig seinen Weg sucht. Dieses Recht ist ihm gegönnt in dem Vertrauen darauf, daß er zu denen gehört, von denen Rückert sagt:

Das sind die Weisen,
Die durch den Irrtum zur Wahrheit reisen.

Das Recht zu irren ist eben ein Ausfluß der akademischen Freiheit; es stimmt uns milde, wenn auch der Most sich ungebärdig zeigt. Denn im Grunde sind alle Irrungen des Wahrheitsuchers nichts anderes als Betätigungen des Rechts und der Pflicht der Selbsterziehung; und diese ist und bleibt der Nerv der akademischen Freiheit des deutschen Studenten. h.



Ein praktischer Utopist



ieder einmal ein utopischer Rausch verflogen! Wenn vor Genossen der Zukunftsstaat erwähnt wird, sprechen sie sicherlich wenigstens im Herzen: Mumpig. Weil das Leben schon jede Utopie gründlich genug widerlegt, ist es ziemlich überflüssig, sie mit Worten zu bekämpfen. Viel richtiger ist es, von Zeit zu Zeit an die Notwendigkeit des Utopismus zu erinnern. Ein Geschlecht, ein Volk, das keine übertriebenen Wünsche, keine übertriebenen Vorstellungen von